= Kapitel 10 =

Ilses Geburtstag.

Wir konnten doch nicht immer in dieser Bucht liegen bleiben. Sonst hätten wir doch kein Schiff gebraucht, die Patronin hätte es verkaufen können, wenn sie sich für immer hier ansiedeln wollte. Und so paradisisch war diese Gegend auch gar nicht, noch viel öder als die Lüneburger Heide. Wenn man freilich nach sechswöchiger Seefahrt in die Lüneburger Heide segelt, da findet man sie ja paradiesisch, und so mag es auch jedem Städter gehen, jedem Naturhungrigen.

Dazu kam jetzt nun noch ein ewiger Weststurm, der einen den Aufenthalt im Freien ganz verleidete. Wenn man in die Höhe sprang, wurde man einige Schritte zurückgeschleudert.

Am 16. Januar war ich als Schiffbrüchiger an Bord der ARGOS gekommen, am 19. Februar schlüpften wir wieder durch den Kanal.

Wohin nun? Nun, immer dahin, wohin uns der Wind trieb. Nicht die schönsten Punkte der Erde mit Absicht aufsuchen, sondern sie zufällig finden. Und da findet man gewiß immer noch schönere, von denen „niemand etwas weiß“, als alle schon bekannten Wunder der Erde. Denn, ach, die Erde ist so unermeßlich groß und wir kennen soch noch so herzlich wenig davon!

So hätte ich’s gehalten, wenn ich mein eigenes Schiff besaß und nicht auf Verdienst durch Fracht angewiesen war, und so dachte auch die Patronin. Sie stimmte mir bei, als wir einmal darüber sprachen.

„Ist es denn aber recht,“ sagte sie ferner bei dieser Gelegenheit, „so ganz zwecklos in der Welt herumzufahren? Sollte ich nicht mein Schiff zum Nutzen der Menschheit arbeiten lassen?“

„Ach larifari!“ war meine Antwort, nicht gerade sehr höflich, aber deutlich. „Ist es denn der Menschheit von so großem Nutzen, wenn Sie ihr Kaffee und Tee zuführen, damit sie ihre Nerven ruinieren? Oder Tabak, damit sie die Luft verstänkern? Oder vielleicht Rum und Arrak? Oder gar Opium? Ja, Sie können der Menschheit auch Reis und Mais und Kohlen zuführen, gewiß, das ist sehr nützlich. Aber passen Sie auf, wie dann die anderen Reedereinen über Sie schimpfen, weil Sie ihnen den Verdienst wegnehmen, wo Sie’s gar nicht nötig haben. Es ist jetzt überhaupt eine faule Zeit, viele Schiffe liegen im Hafen ohne Fracht, viele Seemannsfamilien müssen darben. Nehmen Sie den armen Leuten doch nicht das Brot weg. Und soll sich denn kein reicher Mann mehr seinen Palast bauen können? Ist er etwa verpflichtet, für dieses Geld ein Kranken– und Waisenhaus zu bauen? Nein, Frau Neubert, solche Gedanken schlagen Sie sich ein für allemal aus dem Kopf! Wenn Sie der Menschheit einen Nutzen erweisen wollen, dann fangen Sie Haifische. Weil die andere Fische, die uns gut schmekken, ganz zwecklos fressen. Das heißt zwecklos nach unseren Ansichten! Der liebe Gotte könnte Ihnen die Haifischjagd doch vielleicht sehr übelnehmen, Sie

könnten der Natur doch einen großen Strich durch die Rechnung machen, wofür sie sich schon rächen wird. Denn ganz zwecklos sind die Haifische sicher nicht da."

So sprach ich.

Und es war gut, daß es einmal so gekommen, daß dieses Thema einmal angeschnitten worden war, und daß ich so hatte sprechen können. Ich hatte diese Ansichten über die Welteinrichtung, über die Pflichten, die man der Menschheit schuldig ist, und so weiter, und so weiter, von meinem Vater von Kindesbeinen an eingebläut bekommen.

Und gut war es, daß die Patronin mir glaubte. Nun war diese Sache ein für allemal erledigt, sie kam nie wieder auf solche dumme Gedanken.

Denn wer sentimental veranlagt ist und auf solche Gedanken gerät, der bekommt vor lauter Sentimentalität die Schöpsdrehe. Jawohl, er dreht sich immer im Kreise, findet keinen Ausweg mehr aus seinem Dilemma.

Und doch hätte ich ihr einen Rat erteilen können, wie sie sich der Menschheit sehr, sehr nützlich machen konnte, und zwar durch eine höchst ritterliche Beschäftigung. Die mythischen Helden des klassischen Altertums, ein Herkules oder Achilles, befreiten die Welt von Ungeheuern, nur deshalb wurden sie später unter die Götter versetzt. Nicht, weil sie Wüsten in blühende Gefilde verwandelt hatten. Ungeheuer gibt es noch heute. Die Männer, meist Engänder, die sich ganz der Tiger– oder Löwenjagd gewidmet haben, das sind sehr, sehr nützliche Menschen. Denn ein Tiger oder Löwe, der bei einem Dorfe oder zwischen Nomaden haust, richtet jährlich für mindestens 6000 Mark Schaden an, das läßt sich genau berechnen, und zwar nach dortigen Fleischpreisen. Solche Sportsmen werden denn auch von den Eingeborenen wie die Götter verehrt.

Aber es gibt auch noch andere Ungeheuer. Zweibeinige. Von diesen konnten wir die Welt befreien, wir hatten die Mittel dazu.

Doch soweit waren wir noch nicht. Jetzt hatten wir erst einmal etwas anderes vor. Deshalb behielt ich meinen Plan noch ruhig für mich. Ich bin nicht so voreilig, ich kann warten.

Was wir wollten? Nun, ein Eliteschiff mit einer Elitemannschaft schaffen. Ein Schiff, von dem jeder einzelne Matrose zum Athleten ausgebildet ist. Oder, wollten wir sagen: jede körperliche Fähigkeit, die er zum Schiffsdienst braucht, ist soweit als möglich entwickelt. Und das war auch etwas sehr, sehr Nützliches, was wir da vorhatten. Es mußte nur erst einmal ein Beispiel gegeben werden, dann würden wir schnell Nachahmer bekommen, Schule machen. Jawohl, Schule! Damals gab es wohl schon Schulschiffe der Kriegsmarine, aber noch kein Schulschiff für Seekadetten, die als Offiziere für die Handelsmarine ausgebildet werden. Das ist erst vor ganz kurzem eingeführt, und die Lehrer für diese Offiziersaspiranten, die nur besseren Familien entstammen, oder begüterten, wollen wir sagen, müssen natürlich die allerbesten Matrosen sein. Und was tüchtige Matrosen zu bedeuten haben, das zeigt sich am besten dadurch, daß ein griechisches Schiff mit griechischer Besatzung für seine Versicherung und für die der Fracht eine fast dreimal so hohe Prämie zu zahlen hat, als ein deutsches Schiff mit deutscher Mannschaft.

Ja, ich hatte die schönste mir gebotene Karriere aufgegeben, um mich in den Dienst dieser Sache zu stellen, so phantastisch sie auch auf den ersten Blick erscheinen mochte. Es war ein Ideal—aber ein Ideal, das Hand und Fuß hatte.

Nur mußten wir, ehe wir Schule machen konnten, etwas leisten, mußten mit einem Male hervortreten und etwas zeigen, was die Welt noch nie gesehen hatte, denn die Welt will geblendet, will verblüfft werden, sonst geht es nicht!

Aber, soweit waren wir noch lange nicht. Man kann doch nicht aus gewöhnlichen, das heißt normalen Menschen, aus Arbeitern, mögen es auch noch so kräftige und gewandte Burschen sein, in vier Wochen Athleten machen, die zu den olympischen Wettkämpfen antreten können. Auch in einem halben Jahre ist das noch nicht möglich. Daß Hans Leichtfuß schon über einen mittelgroßen Mann hopsen konnte, das hatte doch nichts zu sagen, das bringt jeder Zirkusclown fertig. Nein, die Argonauten in der Gesamtheit mußten es sein, welche die ganze Welt in Staunen setzten, sonst war nichts zu machen.—

Mit Westwind segelten wir zur Magalhaesstraße hinaus, und wenn wir dann nach Nordwesten hielten, so war das ganz richtig. Durch das Parallelogramm der Kräfte wird der Wind von der Seite her besser ausgenützt, als wenn man direkt mit dem Winde segelt.

Ich überspringe fast 14 Tage. Die nötige Schiffsarbeit wurde verrichtet, es wurde geturnt und sonstiger Sport getrieben, die Leute begannen sich auch immer mehr für die Bibliothek zu interessieren. Auch von den vielen humoristischen Zwischenfällen will ich keinen einzigen erwähnen; denn an solchen fehlte es ja nicht, unabsichtlich passiert oder mit Absicht herbeigeführt. Die Stimmung, in der wir uns befanden—wie wir gebaut waren, möchte ich fast sagen—es konnte ja gar nicht anders sein. Ein dickes Witzbuch könnte ich über diese 14 Tage schreiben. Aber daran übersättigt man sich zu leicht, das heißt beim Lesen. Also lieber nicht.

Dann aber kam das große Ereignis, das ich ausführlich schildern muß. Ein Nichts für andere—für uns von allerhöchster Wichtigkeit.

„Ja, Ilse, da mußt Du eben Segeltuchschuhe tragen!“ hörte ich die Patronin sagen.

„Weshalb denn?“ fragte ich.

„Alle ihre Stiefeln und Lederschuhe sind ihr zu klein geworden, mit einem Zuwachs habe ich nicht gerechnet, zumal nicht mit einem so schnellen. Das Kind wächst ja sichtlich.“

„Na dann—mag sie Segeltuchschuhe tragen!“ sagte ich höchst geistreich.

Na dann machen wir ihr ein paar Lederstiefeln, hatte ich aber sagen wollen, es noch rechtzeitig unterdrückt.

Wir leben einander zu Liebe! Und sie ist doch so schön, die heimliche Überraschung.

Ein Matrose muß viel können, mindestens alles das, was er braucht, muß er sich selbst machen, soweit es irgend möglich ist. Tabak kann er sich natürlich nicht selber machen. Ein Matrose, der bei der Anmusterung barfuß an Bord kommt, weil er seine Stiefeln—versoffen hat, na, das will ich verzeihen; aber wenn er im nächsten Hafen noch keine Stiefeln hat, dann habe ich keinen Respekt mehr vor ihm. Die muß er sich selbst machen können, mögen sie auch noch so unförmig ausfallen, und hat er kein Leder, dann macht er sich selbst eine Lederimitation, teert Segeltuch, streut Kolophonium oder Eisenfeilspäne oder Kohlenstaub oder sonst was darauf, was trocknet und hart wird und sich polieren läßt, dann braucht er im Sommer nicht barfuß und im Winter nicht in Segeltuchschuhen an Land zu gehen.

War Leder an Bord? Ja, Leder für Ventildichtungen, zum Putzen und dergleichen. Das war nicht das richtige. Na ja, wenn es nicht anders gegangen wäre. Aber zum Beispiel der Bezug von meinem Sofa, das feinste Rindsleder, vielleicht schon mehr Kalb, das war genau das richtige, was man für gutes Schuhwerk braucht.

Und wie ich noch sinnend mein Sofa betrachte, das ich zum Teil in ein Paar Kinderstiefel verwandeln wollte, ob ich nur ein Stück herausschneiden sollte oder gleich alles, durch was ich den Bezug dann ersetzen würde, da kam mir eine Idee.

Ein besonderer Schusterheld war ich nicht. Es würde Matrosen geben, die es viel besser verstanden. Welche? Welcher am besten? Das wußte vorläufig nur der allwissende Gott. hatte ein jeder Matrose ein Paar Schuhe oder Stiefel gemacht, dann wußte auch ich es, ohne ein Gott zu sein.

Und es war ein so liebes, liebes Kind! Würde sich die kleine Ilse nicht mächtig freuen, würde sie vor Überraschung nicht auf den Rücken fallen, wenn sie—

Vorwärts, den ganzen Lederbezug vom guten Sofa gerippt!

„Alles antreten zur Musterung in der Batterie!“

Sie traten an, die Grünen und die Roten, kauten gerade noch.

„Wer von Euch kann Lederstiefel machen?“

Nicht weniger als 25 Matrosen meldeten sich, wozu ich auch die Unteroffiziere rechne, also 25 von der Deckmannschaft, wozu noch zwei Heizer kamen, und der eine von diesen mußte es auch können, weil er nämlich ein gelernter Fußbekleidungskünstler war.

„Wat for Stäbeln?“

„Für Ilse. Wasserstiefeln oder Halbschuhe mit Knöpfen oder Schnüren oder Gummizug oder Tanzlackschuhe—ganz egal, es fertige jeder seine Sorte, auf die er am besten geeicht ist. Verstanden?“

Verstanden hatten sie mich wohl, aber für 27 Paar Stiefeln langte mein Sofabezug nicht. Na, erstens hatte ich noch ein zweites Kanapee mit ebensolchem Lederbezug, und dasselbe galt für die Kabinen der Steuerleute und Maschinisten.

Her damit!

Ehe ich es verhindern konnte, lagen schon nicht weniger als acht Sofabezüge da. Na, hatte nichts zu sagen, wir verstanden doch so ein Ding wieder aufzupolstern. Aber ein Tapezierer oder Möbelpolsterer oder auch ein Maurer und Zimmermann soll einmal auf einem glatten Deck einen 30 Meter hohen Mast aufrichten und einsetzen! Das will erst theoretisch auf der Schule studiert sein—und nachher geht’s noch lange nicht. Aber das Wort „unmöglich“ steht nicht im Schiffswörterbuch. Mit einer wahren Begeisterung, nein, mit einer wahren Berserkerwut gingen die 27 Mann an ihre Schusterei. „Für die Ilse! Für unsere Ilse! Für unser Kind!“ Denn „unser Kind“ war die kleine Waise schon längst. Und nun außerdem konnte auch der Phantasielose, so zum Beispiel ich, sich vorstellen, was das für eine Überraschung geben würde, wenn das Kind plötzlich ganz unvermutet siebenundzwanzig Paar Stiefeln in die Hand gedrückt bekam.

Natürlich mußte erst Maß genommen werden. Es waren ja Segeltuchschuhe vorhanden, die noch paßten, aber das war für diese Matrosen nichts, die mußten erst einmal den Fuß sehen, ihn wirklich messen, ehe sie ihn in Leder wikkeln konnten, sonst waren sie sich ihrer Sache nicht sicher.

Nun, das konnte geschehen, als Ilse wieder einmal schlafend auf ihrem Lieblingsplätzchen, auf dem Bauche der Marchesse, der Königstigerin, lag. Und wie dieses Maßnehmen geschah, das war schon merkwürdig genug. Jeder mußte es selbst tun, da traute keiner dem anderen. Selbst ist der Mann! Der gelernte Schusterheizer war der einzige, der sich dabei eines Zollstockes bediente, die anderen maßen mit den Fingern, oder mit den Knöcheln, der wieder mit seiner Mütze, einer brauchte dazu unbedingt seinen eigenen Wasserstiefel, und einer

mußte sich dazu auf den Rücken legen und seinen Fuß an den des schlafenden Kindes halten.

Nun aber war sich auch jeder seiner Sache sicher, und nun ging es los.

Die Patronin mußte ja etwas merken, tat aber, als merke sie nichts.

Dann jedoch besann sie sich, kam zu mir.

„Hören Sie, Herr Waffenmeister—Sie lassen wohl für Ilse ein paar Schuhe machen, gleich einige Paar—ich will die Überraschung nicht etwa stören, sondern möchte sie noch verdoppeln—am 7. März hat Ilse ihren Geburtstag—“

Was, ihren Geburtstag? Und bis dahin noch fünf Tage Zeit!

Jetzt änderte sich die Sache noch. Wenn ich keine Phantasie habe, so weiß ich doch, was man da sonst noch machen kann. Zuerst muß ich mit Hammid sprechen, dem arabischen Zimmermann, der so viel auf seinen Beruf hielt, daß er sich sogar eines seiner Beine selbst aus Holz gezimmert hatte, vom Schenkel an.

Jawohl, der wollte für die 28 Paar Schuhe—denn ich selbst beteiligte mich an der Schusterei—ein feines Schränkchen liefern, mit feinen Glastüren.

„So fein braucht es gar nicht zu sein,“ sagte ich, „die Schnitzereien machen wir anderen, die nageln wir dann mit Goldstiftchen drauf.“

Jeder Matrose kann doch Kerbholz schnitzen.

Also am zweiten Tage schon begannen die meisten zu schnipseln, einige hatten zu ihrer Schusterei auch nur einen Tag gebraucht.

Was nun das gelieferte Schuhwerk anbetraf, vom Kinderwasserstiefel an bis zum zierlichen Lackschuh, wirklich gelackt—na, da waren ja tüchtige Pflaumen darunter! Auch meine Halbschuhe, die ich geliefert hatte, sahen auch nicht besonders elegant aus. Dagegen waren vier Paar vorhanden, mit denen sich die Arbeit des professionellen Schusters nicht im entferntesten messen konnte!

Aber alles wurde in den Schatten gestellt von dem Paar Halbstiefeln, die dann noch Mister Tabak brachte. Die denkbar feisnte Arbeit, gelb gewichst, unten mit roten Knöpchen besetzt, die sich dann aber als Muschelchen erwiesen, weiter oben mit blauen Schnürsenkeln, aber aus Seehunddarm, überhaupt das Ganze aus Seehundfell, wunderbar dünn geschabt, innen die Haare.

Wir hatten gar nicht gewußt, daß sich der Eskimo an der Konkurrenz beteiligt hatte. Aber wir sahen dann seine Werkstatt, die Abfälle.

Jedenfalls waren es ein Paar Stiefeln, die—es sonst gar nicht in der Welt gibt. So ein Paar Stiefelchen bekommt keine Prinzessin vom Schuster geschenkt, der vom Papa König den Titel Hofschuhmachermeister ergattern möchte.

Nur einen kleinen Fehler hatten diese herrlichen Stiefelchen: sie stanken ganz entsetzlich nach angebranntem Fett und mehr noch nach Tabakschmant.

Ja, sogar Doktor Isidor hatte ein paar Schuhe gefertigt! Hatte sie allerdings nicht genäht, sondern gegossen, nämlich Gummischuhe. Sehr hübsch.

Nun konnte es aber bald aufhören mit den Schuhen. Mehr als 30 Paar gingen in das Schränkchen nicht hinein; wenigstens wenn sie hübsch in Reih und Glied auf den Regalen stehen sollten.

„Braucht Ilse sonst noch etwas?“ fragte ich Siddy, der als Chefsteward ja gewissermaßen die Rolle der Kammerzofe spielte, und einen Weiberrock hatte der Inder ja auch gewöhnlich an.

Ob die sonst noch etwas brauchte? Ach, eine ganze Masse!

Erst jetzt erfuhr ich es, wie es so schlimm mit des Kindes Garderobe bestellt war. Die Ausrüstung mußte sehr schnell geschehen sein, die Erfahrung hatte gefehlt, und das Kind war eben sehr gewachsen.

Nun, das hatte ich ja nicht wissen können. Aber erst jetzt erfuhr ich, daß die Patronin fortwährend für das Kind flickte und stopfte, Strümpfe waren überhaupt kaum noch vorhanden.

„Ja, weshalb ist sie denn da nicht zu uns gekommen, zu den Matrosen?!“

Ja, weshalb nicht! Wenn sie vielleicht auch wußte, daß Matrosen doch all das können, so hatte sie ihnen eben solche Weiberarbeiten nicht übergeben wollen, gerade deshalb nicht, weil es ihre eigenen Matrosen waren—ihre Argonauten, ihre Helden!

Jawohl, das können wir Matrosen, flicken, stricken, sticken. Aber nicht etwa, daß wir solche „Bastler“ nur aus Langeweile sind. Wir können keine solchen lumpigen Strümpfe tragen, mit der Maschine gestrickt, mag die Wolle auch noch so gut sein. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß wir die Seestiefel wochenlang nicht von den Füßen bekommen, und dann nach solch einer Periode soll man einmal das Resultat untersuchen. Dieser Unterschied zwischen Maschinenarbeit und Handstrickerei! Und so ist es mit allen Kleidungssachen. Wir können uns auf See doch nichts wieder anschaffen; auf Segelschiffreisen, die ein Jahr und länger dauern, will man im fremden Hafen nicht fabelhafte Preise zahlen. Und wir wissen am allerbesten, daß das Teuerste eigentlich das Billigste ist. So ein blaues Hemd kostet mindestens zehn Mark. Dadurch aber, weil man immer aufpaßt, weil eben die Unterkleidung bei uns so eine überaus wichtige Rolle spielt, bekommt man auch eine ganz besondere Erfahrung. So ein Matrose will in einem Geschäft Hemden kaufen, es sollen garantiert reinwollene sein, der Matrose befühlt den Stoff zwischen den Fingern und sagt dem Verkäufer auf den Kopf zu, daß er entweder lügt oder sich selbst übers Ohr hat hauen lassen. Da ist so und so viel Prozent Baumwolle dazwischen. Deshalb kauft man sich lieber gutes Wolltuch und macht sich die Sachen selbst. Zeit genug hat man ja dazu.

Also losgeflickt und –gestrickt. Alles war vorhanden, Leinwand und verschiedene Stoffe und Seidenzeug. Das konnte uns Siddy aus dem Magazinraum verschaffen, so viel wir haben wollten, ohne daß die Patronin etwas wußte. Nur an Strickwolle hatte sie nicht gedacht. Nun, die hat jeder Matrose in seiner Kiste, wenn er nicht auch an Bord ein Lump ist. Und wie konnte die Jungens Strümpfe stricken, wenigstens einige von ihnen! Gleichzeitig drei verschiedene Garne auf acht Nadeln, bunte Muster hinengestrickt! Und die anderen machten Hemdchen und Höschen und Röckchen und Kleidchen. Und wir waren mehr als 60 Mann, lagen in Windstille, und bei täglich sechzehnstündiger Arbeitszeit läßt sich etwas fertig bringen, wenn dabei nicht zuviel geschlawwert wird. Man muß dabei die Luft anhalten, den komprimierten Dampf nicht zu viel oben zum Loche hinauspfeifen lassen, sondern ihn in die Fingerspitzen dirigieren, dann fleckt's. Wenn man Brot schneidet, und man denkt daran, daß man Brot schneidet, dann wird man sich auch nie in den Finger schneiden.

Während dieser fünf Tage wurden die Musikübungen und Sportspiele ausgesetzt. Nur eines durfte nicht unterbrochen werden.

Ab und zu stand ein Mann unter der Back oder im Klubraum, wo geschneidert wurde, auf.

„Ich werde jetzt meinen Törn abmachen.“

Er begab sich in die Batterie, in den Turnsaal.

Wir wollen ihm einmal folgen, und er soll ausnahmsweise der einzige sein, der „seinen Törn“ abmacht.

Die Batterie—die aber nicht etwa durch das ganze Schiff geht, sie nimmt noch nicht ganz die Hälfte ein—ist 42 Meter lang und ziemlich 12 Meter breit.

Die Turngeräte sind weggestaut. An der einen Wand stehen in einer Stellage Bleirohre wie die Gewehre, daneben See– oder andere derbe Stiefel, darüber hängt ein Rucksack, immer über jedem Bleirohr. Ferner ist noch eine Dezimlawaage vorhanden, eine Federwaage für kleineres Gewicht, ein großer Holzkasten, ein Polyphon, aus dem Orgelwrack stammend, darüber tickt eine Uhr.

Der Mann zieht seine leichten Schuhe aus—das Barfußgehen liebt die Patronin nicht, sie hat mir einmal einen Wink deswegen gegeben—zieht dafür die großen Stiefel an, die man jetzt nicht braucht. Wie ihm einer aus der Hand fällt, gibt es einen gewaltigen Plautz. Es sind Bleisohlen eingelegt. Dann nimmt der Mann das Bleirohr, über dem ein Täfelchen mit seinem Namen hängt, auch mit einem Register, in das schon viel eingetragen ist. Das Bleirohr ist an einem Ende zugequetscht, am anderen mit einem Holzpropfen verschlossen, den zieht er heraus. dann greift er in die Kiste, die kleingehacktes Blei enthält, wiegt davon auf der kleinen Waage hundert Gramm ab, die er in das Rohr füllt, es wieder verschließend.

Mit diesem Bleirohr macht er einige Minuten Übungen. Es ist nicht gerade ein Hantelstemmen. Mehr Gewehrübungen, aber doch auch wieder anders. Man merkt gleich, daß er genau nach Vorschrift übt, jeder Körperteil wird angestrengt, die Takte werden gezählt.

Hierauf nimmt der Matrose den Rucksack vom Nagel. Man Merkt gleich, wie sehr gewichtig der ist. Aber das ist noch nicht genug, der Mann wägt wieder gehacktes Blei ab, diesmal 250 Gramm, also ein halbes Pfund, füllt es in den Sack, hebt ihn sich auf den Rücken, schnallt ihn fest. Alles sehr praktisch eingerichtet.

Dann zieht er das Polyphon auf, Glöckchen erklingen, er wirft einen Blick auf die Uhr, beginnt, das Bleirohr wie ein Gewehr über der Schulter, an den Wänden entlang zu marschieren, immer im Kreise.

Es ist der Pariser Einzugsmarsch, den die stark klingenden Glöckchen spielen. Kann man denn nach diesem wirklich marschieren? Ja, im Geschwindschritt, aber in einem noch wahnsinnigeren, als der bei der englischen Armee eingeführte.

Und in diesem Eiltakte, wie jemand rennt, der es verschlafen hat, aber doch nicht wirklich rennen will, marschiert der Mann eine Stunde im Kreise herum, mit Bleisohlen an den Füßen, einem Bleirohr auf der Schulter, einen Bleisack auf dem Rücken.

Ganz genau eine Stunde. Sie wird lang, diese Stunde. Ich weiß es, denn ich selbst mache jeden Tag meinen „Törn“, immer mit zunehmendem Gewicht, das sich in größeren Perioden auch auf die Belastung der Füße erstreckt. Aber man hat immer Gesellschaft. daß, wie jetzt, nur ein Mann marschiert, kommt eigentlich gar nicht vor. Der Pariser Einzugsmarsch klingt ununterbrochen Tag und Nacht. ist die Feder kaputt, wird eine neue eingesetzt. ist die Platte zu abgenützt, stanzen wir uns eine neue. Können wir doch alles machen. Also man hat immer Gesellschaft, da geht es schon besser, auch wenn natürlich an eine Unterhaltung nicht zu denken ist. Und außerdem: was man aus Liebe tut—.

Ist die Stunde beendet, dann jagt der Mann noch immer dreimal im Laufschritt um die Batterie herum, dann schnallt er ab, stellt sich auf die Dezimalwaage, konstatiert sein heutiges Gewicht. Letzteres tut er nur dem Doktor Isidor zu Liebe, der dabei seine wissenschaftlichen Beobachtungen macht. Dicker wird man davon nicht. Nur August dem Starken scheint das ausgezeichnet zu bekommen, der nimmt dabei zu.

Nachdem der Mann sein Gewicht auf das Täfelchen geschrieben hat, geht er zu seinen Kameraden zurück und näht wieder Kinderhemdchen oder strickt Kinderstrümpchen.

Und wozu nun dies alles.

Der stärkste Mann, von dem nicht die Sage, sondern die Historie berichtet, war der Athlet Milo von Croton, um 500 vor Christi, von dem man bestimmt weiß, daß er sechs olympische, sieben pythische, zehn isthmische und neun nemeische Siegeskränze gewann. Solche siegreiche Athleten genossen damals ein ganz anderes Ansehen als heute, der olympische Sieger wurde Ehrenbürger seiner Stadt, war steuerfrei und hatte andere Vorzüge, überall wurden ihm Denkmäler errichtet. Daher wissen wir noch so viel von diesen griechischen Athleten.

Dieser Milo machte zuerst dadurch von sich reden, daß er einen großen Stier, der doch wohl seine zehn Zentner wiegt, durch die ganze Arena trug.

Dabei soll Milo anfangs gar kein so besonders starker Kerl gewesen sein. Er hatte seine besondere Methode der Ausbildung. Für dieses Kunststück fing er erst mit einem kleinen Kalbe an, das er täglich auf den Schultern eine gewisse Strecke weit trug. Das Kalb nahm an Gewicht zu, diese tägliche Zunahme merkte der Träger nicht besonders, und so trug er eben zuletzt einen ausgewachsenen Stier auf seinen Schultern.

So heißt es.

Das Rezept ist wenigstens gegeben, wie es zu machen ist.

Wenn Du, lieber Leser, noch ein gelockter Jüngling bist und noch nicht das Zipperlein hast, und Du willst ein Milo werden, dann schaffe Dir eine Hantel von 50 Pfund an. Die wirst Du doch wohl stemmen können, oder Du hast eben schon das Zipperlein, oder Du eignest Dich sonst nicht dafür, und dann hast Du doch auch keine Lust, ein Milo zu werden.

Die beiden Kugeln auf dem Stabe sind hohl, haben eine verschließbare Öffnung, lassen sich von dem Stabe abnehmen, andere Eisenscheiben lassen sich aufsetzen. Das Pfund Hantel kostet etwa 40 Pfennig.

Diese 50 Pfund stemmst Du jeden Morgen nach dem Aufstehen zehnmal, dann noch einmal so oft nach dem Anziehen. Dann gehst Du Deinem Berufe nach. Kannst Du diese Übung täglich mehrmals wiederholen, desto besser, aber nötig ist es nicht.

Am nächsten Morgen füllst Du in jede der beiden Kugeln 25 Gramm Schrotkörner, und so fährst Du fort und fort, das tägliche Gewicht der Hantel um 50 Gramm zu vermehren. Hast Du einmal gerade keine Schrotkörner, dann steckst Du einstweilen in jede Kugel zwei alte Liebesbriefe, die zusammen auch etwas 25 Gramm wiegen. Ab und zu ersetzt Du die Schrotkörner durch Eisenscheiben, die zwischen den Kugeln eingeschaltet werden.

Wie Du nun berechnen kannst, beträgt die Gewichtszunahme im Jahre 36 Pfund. In zehn Jahren sind das 360 Pfund. dazu kommen die 50 schon vorhanden gewesenen. macht zusammen 410 Pfund, die Du nach zehn Jahren jeden Morgen zehnmal stemmst. Das übertrifft schon etwas den bisher aufgestellten Weltrekord im Hantelstemmen.

Nun probiers. Es ist ein billiges Vergnügen. Nur darfst Du Deine Übung keinen einzigen Morgen vergessen, sonst vergißt Du es öfters, und dann—wirst Du nach zehn bis hundert Jahren vielleicht das Zipperlein haben, aber kein Milo sein.

Bist Du aber ein Mädchen, vielleicht etwas schwach auf der Brust, dann fange mit 20 oder nur 10 Pfund an, beschwere den Stab täglich auf jeder Seite mit

einem mehr von zwei Liebesbriefen—und ich garantiere Dir, daß Du Dir keine Pilalus Pilles orientales zu kaufen brauchst, um Deine Brust zu runden.

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Während dieser fünftägigen weiblichen Handarbeitsperiode ereignete sich ein humoristischer Zwischenfall, den ich erwähnen will, weil er sehr traurig für uns endete, wenigstens verging zuletzt sehr vielen das Lachen, besonders auch mir.

Es war Mittagszeit, die Matrosen machten bei dem herrlichen, windstillen Wetter „backen und banken“ im Freien, das heißt, sie hatten den Mittagstisch und Sitzgelegenheit auf Deck aufgestellt, vor dem Fockmast.

Die Suppe wurde aufgetragen, eine mächtige Terrine, Kartoffelsuppe, oben drauf eine dicke Schicht ausgelassenes Ochsenmark aus der Konservenbüchse. Seeluft zehrt sehr, selbst in heißen Gegenden verlangt der Körper viel Fett, aber jeder mag es doch nicht, wogegen gutes Rindermark immer gern gegessen wird.

Ich stand an dem Tisch, hatte mit den Leuten etwas zu sprechen. Noch war es nicht zum Ausschöpfen gekommen, als wir auf eine komische Szene aufmerksam wurden.

Wir hatten uns in jener Bucht reichlich mit lebenden Hummern verproviantiert. Die Tiere waren in einer Kiste untergebracht, die zwischen Kombüse und Kommandobrücke stand. Sie lagen zwischen Steinen und Moos, wurden täglich mit frischem Seewasser begossen und blieben so ganz munter.

Eines Tages hatten sie ein Brett beseitigt, hatten das Freie gewonnen. Die meisten wurden ja schnell wieder eingefangen, einige blieben aber doch verschwunden. Hin und wieder fand man einen Hummer unter einem Taubündel oder sonstwo, einen sogar tief unten im Raum, bis jetzt fehlten noch immer vier.

Da sahen wir unseren Nebukadnezar, der sich mit einem großen Hummer, der an Deck wieder zum Vorschein gekommen, amüsierte. Nebukadnezar war ein langgeschwänzter Affe. wer ihn so getauft hatte, weiß ich nicht.

Es sah äußerst drollig aus, wie sich der Affe benahm. Er saß vor dem Hummer, betrachtete ihn tiefsinnig und tippte ihm ab und zu mit der Fingerspitze auf den Kopf.

Mit einem Male aber schrie mein Nebukadnezar Zeter und Mordio, voltigierte die Wante hinauf, während ihm hinten am Schwanze der Hummer hing. Höher und höher ging es hinauf unter fürchterlichem Zetergeschrei, der Hummer wurde an dem langen Schwanze hin und her geschleudert, wollte aber nicht loslassen, sich auch nirgends festklemmen.

So kam Nebukadnezar auf die Obermarsrahe, auf dem Fockmast. Mit einem Male ließ der Hummer los, sauste herab und—gerade in die kochend heiße Kartoffelsuppe mit der Fettschicht hinein.

Da verging den meisten das Lachen, besonders auch

Illustration

mir, es verwandelte sich in Fluchen und Schmerzgeheul, denn das heiße Fett spritzte doch nach allen Seiten. Ich hatte ein paar böse Brandblasen im Gesicht abbekommen. Es war ein Glück, daß sonst nichts passiert war, manches Auge hätte flöten gehen können.

Seit dieser Zeit blicke ich, auch im Zimmer, wenn Kartoffelsuppe auf den Tisch kommt, immer unwillkürlich und mißtrauisch in die Höhe, ob von der Decke nicht etwa ein Hummer in die Suppenschüssel fallen könnte.

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Dann kam der große Tag.

Wir bauten in der großen Kajüte auf, die auch den Offizieren zur Verfügung stand, in die sie wohl auch einmal einen Mann rufen konnten. Es war so überhaupt ein besonderer Fall. Früh um vier fingen wir schon an, alles zu arrangieren, um sechs Uhr, sobald der Tag anbrach, würde Ilse erwachen, das wußten wir bestimmt, dann kam sie mit der Tante zum Vorschein. Die Patronin wußte ja überhaupt, um was für eine Überraschung es sich handelte; im Grunde genommen aber wußte sie gar nichts, und im übrigen war Siddy instruiert, die beiden rechtzeitig eintreten zu lassen.

Wir schleppten herbei und bauten auf. Abgezählte drei Dutzend Hemdchen, ebensoviel Höschen, gestärkt und fein geplättet, mit gesticktem Monogramm, aber jedes Stück anders. Zwei Dutzend Paar Strümpfe, jedes mit einem anderen Muster, und ebensoviel Kleidchen, aus Leinwand und Stoff und Tuch und Seide, mit und ohne Besatz, jedes ganz anders.

Ich selbst staunte, wie ich jetzt alles zusammen sah. Ja, in fünf Tagen können 62 Paar geschickte Hände schon etwas leisten, wenn man dabei die Luft anhält!

Die Wäsche wurde natürlich nicht übereinander geschichtet, so wenig wie die Kleider, sondern jedes Stück einzeln gelegt, was schon die Verschiedenheit der Monogramme rechtfertigte, und jedes Stück mit einem roten oder blauen Seidenbändchen umschlungen.

Na, wie das in der Kajüte aussah—großartig!

Was aber sonst noch alles dazukam! Ich kann nur einiges noch erwähnen. Auch der sonst unsichtbar gewordene Albert hatte sich daran beteiligt. Das Kunststicken wird von Matrosen überhaupt viel ausgeübt, und besonders dieser stille Mensch konnte großartig sticken! Er hatte ein Paar Strumpfbänder und einen Gürtel gefertigt, mit verschiedenfarbiger Seide gestickt, mit dem Namen unseres Schiffes und sonst noch mit Verzierungen—prachtvoll! Dann hatte der beste Kerbholzschnitzer noch ein besonderes Kästchen geliefert. Man denke sich den Kerbschnitt aber nicht so einfach, daß man links und rechts immer einen Schnitt macht, daß eine Ecke herauskommt. Da lassen sich Effekte erzielen, von denen der, der so etwas noch nicht gesehen hat, eben gar keine Ahnung hat. Der Deckel war ein ganzer Blumenstrauß, und jedes Staubfädchen war eingeschnitten! Und in dieses Kästchen legte Meister Kännchen sein Geburtstagsgeschenk, einen hohlen Backenzahn, den er einmal einem wimmernden Menschen herausgeruppt hatte—ein Monstrum von einem Backenzahn, wie ich ihn so kollossal gar nicht für möglich gehalten hätte. Wenn der unter amerikanischen Raritätensammlern verauktioniert wurde, der brachte sicher ein beträchtliches Vermögen ein. Und so noch andere Überraschungen.

Den Mittelpunkt aber bildete der Schrank mit den 30 Paar Kinderstiefeln. Schon der Glasschrank war ein Glanzstück. Über und über mit Sternchen und Arabesken und Seeschlangen und Schiffchen bedeckt, die Stiftchen mit goldenen Köpfchen, und diese selbst bildeten wieder Arabesken und andere Figuren. Die Hauptsache aber war doch der Inhalt. Diese 30 Paar Stiefeln und Stiefelchen, Schuhe und Schuhchen, diese Eleganz und diese Unförmlichkeit, wie die auf den Regalen, alles Kerbschnitt, in Reih und Glied standen—das war einfach von überwältigender Erhabenheit!

„Sie kommen!“ meldete Siddy.

Wir stellten uns im Hintergrunde der großen Kajüte auf. Hämmerlein spielte die Orgel.

Ich habe noch nicht wieder von der Orgel gesprochen, werde es auch nie; nämlich wie das klang, wenn die Orgel spielte. 64 Register, 90 Stimmen mit 5000 Pfeifen. Auf dem einsamen Meer gespielt! Nie werde ich versuchen, da einen Eindruck schildern zu wollen. Das war nur zu erleben.

So traten die beiden ein.

Auch das Weitere vermag ich nicht zu schildern.

Jedenfalls kam, wie gewöhnlich, alles ganz anders, als wie es sich irgend jemand vorgestellt hatte.

Ja, die Patronin hatte etwas gewußt, natürlich. Andererseits hatte sie gar keine Ahnung gehabt.

Da stand sie und starrte und starrte, minutenlang.

„Tante, was ist denn das nur?!“ staunte Ilse mit glückstrahlenden Augen des Unglaubens.

Und mit einem Male bekommt die Patronin einen purpurroten Kopf, dann wird das Gesicht wieder ganz weiß, und dann fängt sie an zu weinen und zu weinen, schreit vor Jammer laut auf.

Es störte nicht die Feststimmung, es war schnell wieder vorüber, und dann ging es anders los.

Jedenfalls aber hat noch keine Prinzessin und noch keine Milliardärstochter solch einen Geburtstag gefeiert, wie damals unsere Ilse, „unser“ Kind!

Und ich ahnte damals noch nicht, daß dieser Schrank mit den 30 Paar Stiefelchen und Schuhchen, dann zum Teil schon stark abgenützt, dereinst noch einmal als erstes Schaustück im Salon meines eigenen Hauses stehen würde, daß ich selbst—doch ich will nicht vorgreifen.